

Nr. 49. Posen, den 3. Dezember. 1893.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.
Von Reginald Barnett.
Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.
(Fortsetzung.)

„Aber, um auf diesen Mann wieder zurück zu kommen," nahm Mr. Brusel wieder die Unterredung auf, „hier haben wir wenigstens etwas. Der Sergeant fand dieses Stück Papier und erkannte sofort die Handschrift als die eines Mannes, den er aus früheren Zeiten kennt. Entweder ist es seinerseits ein Mißverständniß, oder er hat Recht. Was folgte dann? An demselben Tage begegnete er gerade dem Menschen, an den er am Morgen gedacht hatte, obgleich er ihn seit Jahren nicht gesehen hat — ist es nicht so, Sergeant? — und ein so unerwartetes Vergnügen sich nicht träumen ließ. Das ist merkwürdig! Was denken Sie davon?"

„Dazu kommt noch," sagte Robert Power nach längerem Schweigen, „daß dieser Saint Alban im Marinehotel seit einiger Zeit wohnte, also gerade an jenem Ort, nach dem sich die Französin so angelegentlich erkundigte."

„Richtig," erwiderte Mr. Brusel, „und da haben wir sofort, was wir eine gute Spur nennen, wenn wir sie nur zu benützen verstehen. Ich denke, Sie haben dafür gesorgt, Sergeant, daß er Sie nicht gesehen hat, während Sie ihn beobachteten?"

„Gewiß, er hat mich nicht gesehen," erwiderte Robert, „davon bin ich überzeugt."

„Vortrefflich! Wir müssen nun beweisen, daß er die ermordete Dame gekannt hat und einigen Grund hatte, sich ihrer zu entledigen. Wir müssen ferner feststellen, daß er mit ihr in der Verkleidung als Frau zusammentraf — zufolge beiderseitiger Verabredung — und daß er mit ihr nach Hause ging und ihr den Hals abschnitt. Es klingt wie ein Roman, nicht wahr? Aber es ist nicht unmöglich, und ich habe oft gelesen, wie ebenso unsinnige Geschichten passirten, besonders unter Ausländern, welche solche kleine romantische Züge lieben. Nun, wie stehen wir jetzt? Unser Mann hält sich für vollkommen sicher, er weiß nichts von unserem Freund, dem Sergeanten, und glaubt, wir jagen Alle einem Frauenzimmer nach. Wer kann sagen, was geschieht, wenn wir ihn plötzlich fassen und ihn unserem Freunde hier, seinem früheren Bekannten, gegenüber stellen, während wir ihn geradezu des Mordes anklagen? Es ist gewagt, aber ist die Sache nicht werth, daß wir's wagen?"

Mr. Brusel's Beredsamkeit war überzeugend, aber der Inspektor, ein vorsichtiger Mann, zögerte noch immer.

„Wir müssen einen Verhaftsbefehl haben, ehe wir das thun können," sagte er, „und welcher Richter, glauben Sie wohl, würde auf solche Gründe, wie Sie sie vorbringen, einen Verhaftsbefehl unterzeichnen?"

„Unbesorgt!" rief der Detektiv, „sie müssen thun, was wir verlangen. Wir haben es mit einem schweren Fall, einem Mord zu thun, und da darf der Richter nicht zu ängstlich sein."

„Ich glaube, ich weiß einen Mann, der uns helfen könnte," sagte Sergeant Power.

„Wer ist das?" fragte der Inspektor.

„Mr. Kingsford. Er hat großen Einfluß, und ich bin dessen fast sicher, daß er die Sache wagen wird, wenn er unsere Gründe angehört hat."

„Mag es gehen, wie es will, das Ende der Welt werden wir doch nicht dadurch herbeiführen, daß wir auf diesen Saint Alban losgehen," bemerkte Mr. Brusel. „Er ist ein dicker Geldsack, aber, wenn wir uns wirklich irren sollten, so können wir uns ja entschuldigen und ausdrücken, wie außerordentlich wir bedauern, ihn gestört zu haben. Es besteht doch nicht etwa Feindschaft zwischen Ihnen, nicht wahr?" fügte er hinzu, zu Robert Power gewendet.

„Ich kannte ihn nur oberflächlich," erwiderte der Letztere, „aber wir standen immer auf freundschaftlichem Fuß."

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Der Inspektor rief „Herein!" und ein Mann in schäbigem Anzug trat ins Zimmer.

„Halloh, Johnson, sind Sies?" rief Mr Brusel aus, „was giebts? Sie können vor diesen Herren unbesorgt sprechen. Das ist einer meiner Leute," sagte er zu dem Inspektor und zu Robert Power. „Haben Sie etwas Neues erfahren, Johnson?"

„Es ist Alles ganz vergebens gewesen," erwiderte der Mann, „ich hielt es für das Beste, Ihnen das zu sagen. Wir haben Alles versucht und sind überall gewesen, ich oben in St. Cuthbert und Clark in der Stadt. Wir haben keine Spur, Sir!"

„Und Sie wollen gewandte Burschen sein?" bemerkte der Detektiv sarkastisch.

„Seien Sie nicht ungerecht, wir haben unsere Pflicht gethan, so weit es nach den gegebenen Andeutungen möglich war."

„Nun denn fort mit Euch, ich werde Euch später weitere Instruktionen geben."

Der Detektiv Johnson verschwand, ziemlich angenehm überrascht, daß er nicht mit einem Strom von Vorwürfen empfangen wurde, wie er nach diesem Mißlingen sicher erwartet hatte.

Sobald er gegangen war, stand Mr. Brusel auf und ging einen Augenblick im Zimmer auf und ab.

„Das bringt mich zum Entschluß," sagte er endlich, zu dem Inspektor gewendet, „ich kann mich auf diese Leute verlassen, sie sind die gewandtesten und schlauesten Burschen, die wir haben. Ich habe sie an der Arbeit gesehen und weiß, was sie leisten können — trotzdem sind sie mit leerer Hand zurückgekommen. Wir müssen es wagen! Wie man die Sache auch ansieht, wir sind in Gefahr, hinters Licht geführt zu werden. Verschaffen Sie sich den Verhaftsbefehl, — ich werde die Verantwortung auf meine Schulter nehmen."

13.

Im vierzigsten Jahre, das heißt in der Blüthe des Lebens, reich, gesund, thatkräftig und ehrgeizig zu sein und sich am Luxus der Welt zu erfreuen, das ist ein Vorzug, um welchen man wohl beneidet werden kann. Mr. Saint Alban, oder St. Alban, wie er selbst seinen Namen schrieb, besaß diese Glücksgüter in ungewöhnlich hohem Grade, man konnte ihn also für einen außerordentlich glücklichen Mann ansehen. Er war im Besitz großer Mittel und man wußte in der Finanzwelt, daß es wenige Leute gab, welche eine gute Spekulation besser zu beurtheilen verstehen, als Saint Alban, und wenige, welche durch ihren Scharfblick besser im Stande waren, die richtige Zeit und Gelegenheit zu ergreifen.

Ueberdies war St. Alban freigebig und führte in London ein großes Haus, in dem verschwenderische Gastfreundschaft herrschte. Sein Name war in den Listen aller Sammlungen zu wohlthätigen Zwecken zu finden, und unter den Direktoren von Aktiengesellschaften, sowie in verschiedenen Komités zur Hebung der Lage der leidenden Menschheit fehlte er selten. In der That galt Mr. St. Alban in der Welt als ein erfolgreicher Spekulant und als ein Menschenfreund, welcher auch den Armen an seinem Reichthum theilnehmen lassen wollte. Außerdem war er ein Mann von feinem Geschmack und begünstigte Künste und Wissenschaften.

Es ging auch das Gerücht, daß Saint Alban, durch seine Freunde ermuthigt, nach einer politischen Laufbahn strebte. Man sprach davon, daß sein Eintreffen in Sandbank den Zweck habe, seine Kandidatur um einen Sitz im Parlament vorzubereiten. Das Geheimniß seiner Beziehungen zu dem Marinehotel war allbekannt. Man wußte, daß Saint Alban ein großes Kapital in dem gewaltigen Etablissement, welches so viele Wohlhabende nach Sandbank lockte, angelegt hatte und daß er noch viele Vergrößerungen und Verbesserungen beabsichtige.

Inzwischen schien der angesehene Geschäftsmann und Menschenfreund das Leben zu genießen. Am Abend des Tages, an dem die Untersuchung über den Tod von Madelaine Faure abgehalten war, hatte Herr Saint Alban sich herabgelassen, mit seiner Frau an der ausgezeichneten Table d'hote des Hotels theilzunehmen, und nach der luxuriösen Mahlzeit hatte er sich in das elegante Rauchzimmer zurückgezogen, um die Verdauung durch eine Tasse Kaffee und den Wohlgeruch einer auserlesenen Havana-Zigarre zu unterstützen.

In dem Zimmer fand Mr. Saint Alban noch einen Raucher, Mr. Vavasour, den Eigenthümer eines hervorragenden Londoner Journals. Die Beiden waren gut mit einander bekannt und begannen sogleich eine Unterhaltung.

„So haben wir also auch Hunter verloren," sagte Vavasour, „ich höre, er ist nach Norfolk abgereist, in Folge eines plötzlichen Familienverlustes, wie es heißt."

„Was, Sir John Hunter hat uns verlassen?" fragte Saint Alban mit dem Ausdruck der Ueberraschung, „wann reiste er ab?"

„Heute mit dem Nachmittagzug; seine Frau begleitete ihn. Aber wollen Sie etwa behaupten," fügte Vavasour mit schlauem Lächeln hinzu, „daß Sie das nicht gewußt haben? Ich dachte, daß Sie eher als irgend Jemand mit Allem, was im Hotel vorgeht, bekannt seien."

Mr. Saint Alban zog die Stirne zusammen.

Diese direkte Anspielung auf seine Beziehungen zu dem großen Hotel war ihm augenscheinlich unangenehm. „Sie irren sich" sagte er kalt, „ich interessire mich nicht im Geringsten für die Ankunft oder Abreise der Gäste."

Mr. Vavasour lächelte wieder. „Gut, gut," bemerkte er, „aber ich glaube deswegen, daß Sie von Hunters Abreise wußten, weil er mir zufällig auf der Treppe erzählte, er habe sich eben von Ihrer Frau Gemahlin verabschiedet."

Saint Alban biß sich auf die Lippen und sah für einen Augenblick etwas verlegen aus.

„Sie mißverstehen mich," bemerkte er hastig, „ich wußte natürlich, daß Sir Hunter abreisen wolle, aber ich wußte nicht, daß er so bald schon abreisen werde. Ich war nicht zu Hause, als er sich von meiner Frau verabschiedete."

Mr. Vavasour hielt weitere Fragen darüber nicht für angebracht. „Hunters Abreise," sagte er, „ist für mich ein großer Verlust. Ich komme um meine Billardpartie: er und ich standen einander so gleich, daß es immer eine Frage war, wer gewinnen werde. Das machte die Sache interessant."

„Ich bedauere Ihren Verlust," sagte Saint Alban zu Vavasour, „aber ich kann ihn vielleicht ersetzen, indem ich seine Stelle einnehme? Es wird mir großes Vergnügen machen."

„Sie? Nein, ich danke Ihnen, Herr Saint Alban, nein, Sie sind mir zu sehr überlegen. Man hat es doch nicht gern, immer daran erinnert zu werden, daß man dem Gegner nicht gleich kommt."

Mr. Saint Alban nahm dieses Kompliment für seine Geschicklichkeit am Billard mit einem höflichen Achselzucken auf und fuhr schweigend fort zu rauchen.

„Eine sonderbare Geschichte, dieser Mord in der Hamiltonstraße," sagte endlich Mr. Vavasour, indem er sich behaglich ausstreckte.

„Sehr merkwürdig," erwiderte Saint Alban, ohne besonderes Interesse für die neue Wendung der Unterhaltung zu zeigen.

„Ich lese in der Abendzeitung, daß die Polizei behauptet, gewisse Anzeichen zu besitzen, die von Wichtigkeit sein sollen, aber diese Redensart ist verbraucht. Die Polizei hat immer eine Spur, wie sie sagt, aber es kommt dann doch nichts dabei heraus. Nach dem, was ich heute Morgen über die Untersuchung gelesen habe, möchte ich eher annehmen, daß die Polizei wenig Aussicht hat. Was halten Sie davon?"

„Ich kann nicht sagen, daß ich mich um die Sache viel gekümmert habe," erwiderte Saint Alban, indem er seinen Kaffee mit der Miene eines Kenners trank, „ich verabscheue diese merkwürdigen Fälle, ich verstehe nicht, wie die Leute sich in diese entsetzlichen Dinge vertiefen können."

„Wir haben es aber diesmal," sagte Vavasour, „mit einem Ausnahmefall zu thun. Ich lese nicht gerne Mordgeschichten, aber ich gestehe, dieser Fall hat mich interessirt, wie Jeden, der sich mit ihm bekannt gemacht hat. Die ganze Sache ist so räthselhaft wie irgend etwas, wovon ich bisher gehört habe. Mitten in der Nacht wird eine Dame in einer Pension ermordet. Niemand kann sagen, wer sie ist, und das Einzige, was man weiß, ist, daß sie von einer anderen Frau ermordet wurde, welche ebenso unbekannt ist, und die sich so schlau benahm, daß ihre Entdeckung in der That unmöglich scheint. Auf mein Wort, so phlegmatisch ich sonst bin, ich kann die Aussage des Arztes nicht ohne Aufregung lesen. Stellen Sie sich vor — ein Frauenzimmer, so kaltblütig und brutal und dreist, wie dieses gewesen zu sein scheint, ich hätte das nicht für möglich gehalten."

„Nichts ist unmöglich, mein verehrter Herr," sagte Mr. Saint Alban. „Und Sie sagen also," fügte er hinzu, „Sie halten das, was die Polizei über die Sache erfuhr, nicht für wichtig? Wissen Sie überhaupt, was ihr bisher bekannt wurde?"

„Das kann ich nicht sagen; solche Dinge werden sehr geheim gehalten und mit Recht. Augenscheinlich wäre es nicht passend, Alles zu veröffentlichen und alle Geheimnisse auszukramen; aber ich bleibe bei meiner Ansicht, die Polizei bedeutet immer, eine Spur gefunden zu haben. Es ist ihre Sache, eine solche zu erfinden, wenn es ihr nicht gelingt, eine wirkliche aufzuspüren."

„Sie haben Recht," bemerkte Saint Alban. „Indessen, das ist eine Frage, um die ich mich bis jetzt noch nicht gekümmert habe."

„Aber man muß sich darum kümmern," rief Mr. Vavasour etwas lebhaft; „es scheint, die Herren Verbrecher sind der An-

sicht, daß sie thun können, was sie wollen! Die Zahl der Verbrechen, bei welchen der Verbrecher unentdeckt bleibt, ist erschrecklich groß. Man kann wirklich kaum noch wissen, ob man nicht etwa mit einem unentdeckten Mörder befreundet ist, seinen Besuch erhält, mit ihm zu Tische sitzt und sich ahnungslos mit ihm unterhält. Mir sind wenigstens ein Dutzend Mordthaten aus den letzten Jahren bekannt, bei welchen die Polizei ihre Nachforschungen endlich machtlos einstellen mußte. Welche Sicherheit habe ich zum Beispiel, daß Sie nicht etwa einen derselben begangen haben?"

„Und Sie können ebenso gut hinzufügen," sagte Mr. Saint Alban mit einem häßlichen Lächeln, „welche Garantie habe ich, daß ich meine Zigarre nicht in der Gesellschaft eines der Herren Halsabschneider rauche?"

„Ganz richtig! Was auf Sie paßt, paßt auf mich ganz ebenso. Das Sprichwort sagt wohl: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt Alles an die Sonnen. Das trifft aber nicht zu. Warum sollte der Mord ans Tageslicht kommen, wenn es dem Mörder nicht gefällt und er sich vernünftig zu benehmen weiß? Dann hat er alle Chancen auf seiner Seite, er hat einen Vorsprung. und wenn es sich um das Suchen und Verstecken handelt, so ist es leichter, zu verstecken, als zu finden. Diese Geschichte von der Hamiltonstraße wird meine Behauptung bestätigen. Ich zweifle nicht daran, daß die Spuren, welche die Polizei gefunden haben will, nicht die richtigen sind, und ich wette darauf, daß innerhalb sechs Monaten der Fall als hoffnungslos aufgegeben wird und daß wir dann nichts weiter von ihm hören werden." (Fortsetzung folgt).


Dr. **H. B. Adams.**
Nordrach in Baden


Dr. **Franziska Tiburtius.**
Berlin.


Dr. **Agnes Bluhm.**
Berlin.


Dr. **Emilie Lehmus.**
Berlin.


Dr. **Anna Kuhnow.**
Leipzig.


Dr. **Elisabeth Winterhalter.**
Frankfurt a. M.

Weibliche Aerzte in Deutschland.

Eine unabweisbare Forderung der Civilisation und Gesittung.
(Aus der Monatsschrift „Die Frau".)

Auf einer Reiherjagd im März des Jahres 1482 war es, daß die Erbin von Burgund, Maximilians schöne und junge Gattin Maria, mit dem Pferde stürzte und sich schwer verletzte. Ohne Zweifel hätte sie geheilt werden können, wenn ohne Zögern ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wäre; aber alle Bitten und Beschwörungen des verzweifelnden Gatten, der Freundinnen und Dienerinnen vermochten nicht das Schamgefühl der edlen Dulderin, das sich unnachgiebig gegen die körperliche Untersuchung durch einen männlichen Arzt sträubte, zu überwinden. „Lieber sterben!" sprach die keusche Frau in ernster Gefaßtheit und — starb! Man erzählt, der junge Gatte habe im furchtbaren Schmerz um den Verlust der geliebten Frau sein Haar zerrauft und verzweiflungsvoll den Weheruf ausgestoßen: „Mein Vater ist römisch-deutscher Kaiser und oberster Fürst der Christenheit, und sein Sohn und Erbe muß daß Weib seines Herzens dahinsterben sehen, weil im ganzen, weiten Reiche kein weiblicher Arzt zu schaffen ist!"

Dieser Weheruf hallt durch vier Jahrhunderte bis zu uns herüber! Noch immer ist in Deutschland Maximilians Klage giltig, mehr als je fallen bei uns dem unüberwindlichen Schamgefühl zahllose Frauen und Mädchen zum Opfer, die sich gar nicht oder zu spät erst dem empörenden Nothzwange fügen, ihren kranken Körper der Behandlung des männlichen Arztes zu überlassen, und der Ruf nach weiblichen Aerzten schwillt mit der zunehmenden Civilisation und Gesittung allgemach zum Sturme an — zu einem Sturm von Groll und Zorn, daß noch immer der Staat durch willkürliche Hindernisse dem weiblichen Geschlecht diese Tröstung und Hilfe erschwert, fast verweigert!

Oder ist es keine Erschwerung, keine Verweigerung des dringendsten, sittlichsten und gerechtfertigten Bedürfnisses, wenn — im Gegensatz zu allen übrigen Kulturstaaten — das Deutsche Reich in blindem, hartnäckigem Festhalten an überkommenen Mißständen den strebsamen Frauen und Mädchen, die ihrem leidenden Geschlechte die heißersehnte Hilfe bringen und sich deshalb dem ärztlichen Studium widmen möchten, noch immer die Hörsäle der Universität verschließt und die zur Ausübung des Berufes berechtigenden Prüfungen verweigert? Was bewog denn die zahllosen Petenten aus allen Klassen der Gesellschaft zu jenen wiederholten Bitten an den deutschen Reichstag, dem weiblichen Geschlechte endlich auch in unserm Lande das Studium der Medizin und die ärztliche Praxis freizugeben? Was anders als die tiefgehende Ueberzeugung, daß ihre Forderung in einem unabweisbaren Bedürfniß unseres Volkes, unserer Zeit begründet sei! Daß es fast einem Makel an der In-

telligenz und dem Sittlichkeitsgefühl unserer Nation gleichkomme, die Frauen noch länger von einem ihnen durch die Natur selbst angewiesenen Berufe ausschließen zu wollen! Daß es für eine Rechtsverweigerung erachtet werden müsse, unsern leidenden Frauen und Töchtern ärztliche Hilfe nur auf Kosten der edelsten Empfindungen — Empfindungen, die zu aller Zeit als ein Ehrentitel der deutschen Frau in der Geschichte gegolten haben — gestatten zu wollen!

Unter den 55 018 Petenten, die neuerdings ihre (noch der Erledigung harrenden) Klagen an den deutschen Reichstag gebracht haben, sind 12 547 ernste, besonnene Männer, sind gar 147 männliche Aerzte! Sprechen diese Zahlen nicht beredt genug? Und welch ein beschämender Zustand, daß man fremden freier gesinnten Staaten die Ausbildung strebsamer Frauen und Mädchen überläßt, um ihnen dann in der Heimath nur unter erschwerendsten Umständen die Ausübung der erworbenen Kenntnisse gnadenweise zu gestatten! Welche Begeisterung für den ärztlichen Beruf, welche zähe Energie, welche Liebe zur leidenden Menschheit ist demnach erforderlich, um alle diese Hindernisse und Einschränkungen zu überwinden! Ehre den Frauen und Mädchen, die aus diesem Kampfe als Siegerinnen hervorgehen!

Mögen hier einige Vertreterinnen jener strebenden Gemeinde von Menschenfreundinnen und Helferinnen ihres Geschlechts genannt werden. Seit 1877 wirken in Berlin mit bestem Erfolge in weitausgedehnter Praxis die weiblichen Aerzte Fräulein Dr. Franziska Tiburtius, Tochter eines Landwirths auf Rügen, und Fräulein Dr. Emilie Lehmus, Tochter eines Geistlichen in Fürth; in ihrer Klinik haben Tausende Rath und Hilfe, Linderung und Heilung gefunden. Ihnen gesellte sich seit 1890 Fräulein Dr. Agnes Bluhm, Tochter des bekannten Bluhm-Pascha, hinzu: sie hat sich auf den Universitäten Zürich, Wien und München ausgebildet und zumal in den Frauenkliniken der beiden letzteren Städte reiche Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt. Frankfurt a. M. erfreut sich seit zwei Jahren in der Person des Fräulein Dr. Elisabeth Winterhalter, Tochter eines Münchener Arztes, wieder einer weiblichen ärztlichen Kraft; ernstes Studium auf der Universität Zürich, vertieft und bereichert durch Uebungen und Erfahrungen in den großen Frauenkliniken zu Paris, Stockholm und München, hat sie mit den Mitteln der Wissenschaft aufs beste ausgerüstet. Auch Leipzig zählt seit 1890 unter seinen praktischen Aerzten eine Dame, Fräulein Dr. Anna Kuhnow; ebenso wie die vorgenannten vier Aerztinnen aus dem Lehrerinnenstande hervorgegangen, hat sie gleich ihren vier Kolleginnen in Zürich studirt und promovirt, sich dann aber in einem New-Yorker Frauen- und Kinderhospital praktisch weitergebildet und vervollkommnet, bevor sie sich als Aerztin in Leipzig niederließ. In derselben Universitätsstadt erhielt — ausnahmsweise als Ausländerin — eine junge Engländerin, Tochter eines Landgeistlichen und ausgezeichnet durch hohe Intelligenz, Fräulein H. B. Adams, die Vergünstigung, die Heilkunde zu studiren und die vom Staate erforderten medizinischen Examina zu absolviren; mit Auszeichnung aus diesen Prüfungen hervorgegangen, promovirte sie später in Bern, bereiste dann Großbritannien, wo sie sich auch (zu Dublin) der englischen Staatsprüfung unterzog, und kehrte von da nach Deutschland zurück, um sich hier zunächst in Frankfurt a. M., sodann nach ihrer Verheirathung mit einem deutschen Arzte (Dr. Otto Walther) in der heilkräftigen Luft des badischen Schwarzwaldes, im Nordracher Thal niederzulassen und dort gemeinsam mit ihrem Gatten ein Sanatorium für Lungenkranke zu gründen. In diesem Jahre haben noch zwei andere deutsche Damen in Zürich ihre medizinischen Studien beendigt und den Doktorgrad erlangt: Fräulein Dr. Wildenow und Fräulein Dr. Rosenzweig.

Ueberblickt man diese kleine, aber tüchtige Schaar weiblicher Pioniere, denen kein Hemmniß, keine Erschwerung, kein Vorurtheil den steilen Weg zum Ziele hat verbauen können, dann faßt man neue Hoffnung, daß der humane und sittliche Gedanke, der unsere Zeit bewegt, auch bei uns in naher Zeit verwirklicht werde. Gerade von der jetzigen Leitung des preußischen Kultusministeriums hoffen und glauben wir, daß sie die tief empfundene Sehnsucht unserer leidenden Frauen nicht länger unerfüllt lassen werde. Es muß den Frauen hinfort erspart bleiben, ihre keuschesten Empfindungen von männlichen Trägern der Wissenschaft verletzt zu fühlen. Der herrschende Mißstand muß und wird über kurz oder lang beseitigt werden. Das neunzehnte Jahrhundert wird nicht zu Rüste gehen, ohne mit den letzten Strahlen niedergehender Säkularsonne auch in Deutschland die Trümmer jener Schranken zu beleuchten, mit denen bis auf den heutigen Tag der Staat die Frauen und Mädchen von jener Laufbahn auszuschließen bemüht gewesen ist, die ebensowohl zur Tröstung von Tausenden leidender Frauen und Kinder, wie zur Befriedigung der humanen Bestrebungen einer Elite weiblicher Jugend führt.

Gustav Dahms.

Deutsche Fürstinnen und Fürstentöchter von ehemals.

Von S. A. P.

(Fortsetzung statt Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Am beliebtesten war aber damals die Perlenarbeit. Fast an jedem Fürstenhofe war ein sogenannter Perlenhefter als fürstlicher Diener angestellt. Er bezog Gehalt, Kost, Wohnung und Kleidung, wofür er alles verfertigen mußte, was ihm zur Verarbeitung übergeben wurde. Nebenbei beschäftigten sich die fürstlichen Damen selber viel mit allerlei künstlicher Perlenarbeit. Durch diese allgemeine Vorliebe für Perlen, Gold- und Silberstickereien, gestaltete sich der Kleiderschmuck der Fürstinnen überaus glänzend und prachtvoll, freilich auch ebenso kostbar an Werth. Die Instandhaltung dieser Garderobe setzte eine Fürstin der damaligen Zeit ununterbrochen in Thätigkeit, zumal da neben der eigentlichen Kleidung noch zahlreicher Putz und Schmuck von den Fürstinnen meist eigenhändig verfertigt wurde. Der Pretiosenschatz der Fürstinnen war mit einem großen Reichthum an Edelsteinen, Gold- und Silberarbeiten, sowie anderen Kostbarkeiten angefüllt. Erschien daher die Fürstin bei hohen Festen in vollem fürstlichen Staat, dann boten die Gewänder im Vereine mit den Pretiosen Alles dar, was nur irgend als Schmuck erdenklich ist.

Der Werth eines fürstlichen Schatzkästleins, oder vielmehr seines Inhalts, war sehr bedeutend. Ein Halsband und ein sogenannter Diamant-Jesus wurde mit 1200 Thalern, acht verschiedene andere Schmuckgegenstände einer Fürstin mit 2710 Thalern, ein Armband mit 160 Thalern, ein Diamantkreuzchen mit 70 bis 80 Thalern, eine Schachtel mit Perlen mit 427 Thalern bezahlt. Es gab Halsbänder, die einen Werth von 3000 bis 4000 Mark Silber hatten. Im Jahre 1527 ließ Herzog Albrecht von Preußen für seine Gemahlin ein Halsband verfertigen, wozu die Steine mit 2000 Gulden bezahlt wurden und einige Jahre später zahlte der Herzog für den Ankauf von Schmucksachen für seine Gemahlin baare 6597 Thaler — für jene Zeiten alles recht namhafte Summen.

Auch die Zubereitung von Arzneimitteln nahm die Fürstinnen manche Stunde in Anspruch. Ein tüchtiger Arzt war damals immerhin noch eine Seltenheit und keineswegs an allen Fürstenhöfen zu finden. Die Apothekerkunst lag ebenfalls noch in ihrer Kindheit. Die Apotheken waren eigentlich nur mehr Zuckerbäckereien, die ihren größten Absatz in Zuckerwerk, eingemachten Früchten und allerlei Konfituren fanden. Die Arzneimittelkunde befand sich meist noch in der Praxis der Nichtärzte, wobei freilich die wunderbarsten Latwerge, Salben, Tränkchen, Amulette, Ringe u. s. w. die erste Rolle spielten. Ganz besondere Heilkraft schrieb man dem Bernstein und den Klauen vom Elenthier zu, und da Preußen das Land war, woher man diese Stoffe am leichtesten erhalten konnte, so wurden sowohl der Herzog wie die Herzogin von Preußen jahraus, jahrein aus allen Gegenden Deutschlands mit der Bitte um Bernstein und Elenthierklauen bestürmt. Aus dem Bernstein und aus den Elenthierklauen wurden Halsketten, sogenannte Paternoster verfertigt, ingleichen Armbänder. Beide mußten auf bloßem Leibe getragen werden und sollten dann eine ungewöhnlich starke „ableitende Wirkung“ ausüben. Es wurde aber auch Bernsteinpulver und Bernstein-Oel bereitet und zu den verschiedensten Mischungen verwandt, wobei sich der weiße Bernstein eines ganz besonderen Rufes erfreute. Bei manchen Fürstinnen wurde es förmlich zur Passion, sich mit der Präparirung von Arzneimitteln zu beschäftigen. So kam z. B. die Mutter des Grafen Hans Georg von Mansfeld aus dieser Veranlassung in solchen Ruf, daß man sie häufig bloß die Mansfelder Doktorin nannte. Besonders wurden ihre stärkenden Wasser gerühmt, die bei Schlaganfällen gute Wirkung haben sollten und weithin an befreundete Fürstenhäuser verschickt wurden. Gegenseitig theilten sich die Fürstinnen nicht nur ihre Arzneien, sondern auch ihre Recepte mit und blieben in dieser Beziehung in fortwährender Berührung untereinander.

Einen anderen Theil der Zeit, die noch übrig blieb, nahm den Fürstinnen ihre Korrespondenz in Anspruch. Wie die Fürsten, so faßten auch die Fürstinnen in der Regel ihre Briefe nicht eigenhändig ab, theils schon weil sie gewöhnlich eine schlechte, unleserliche Handschrift schrieben, theils auch, weil ihnen das Schreiben zu viele Mühe und Anstrengung verursachte. Die eigentlichen Geschäftsbriefe diktirten sie ihren Sekretären in die Feder, oder ließen sie durch diese entwerfen, und unterschrieben dann nur eigenhändig ihren Namen und Titel. Aber auch dies geschah meist recht schwerfällig und unbehilflich. Sobald ein Brief von eigener Hand geschrieben wurde, dann waren Sprache und Stil in den meisten Fällen höchst ungelenk, das Ganze häufig voller Verstöße gegen die Grammatik. Briefe von eigener Hand galten immer als Beweise von besonderer Zuneigung und Vertraulichkeit, von Huld und Geneigtheit, oder auch von Höflichkeit und wurden somit in manchen Fällen eine Art von Pflichtsache. Darum verfehlte auch eine Fürstin selten, für ein empfangenes „Schreiben von eigener Hand“ in ihrer Antwort ihre große Freude und ihren besonderen Dank auszusprechen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.